

Augsburger  
Universitätsreden | 81

81

**Wider das Vergessen**  
80 Jahre nach der Reichspogromnacht





# Augsburger Universitätsreden

Herausgegeben von der Präsidentin der Universität Augsburg  
ISSN 0939-7604

**Impressum**

Augsburger Universitätsreden

Herausgegeben von der Präsidentin der Universität Augsburg

Redaktion: Pressestelle der Universität Augsburg

Titelfoto: depositphotos.com, Leonid Andronov

Layout und Satz: Waldmann & Weinold, Kommunikationsdesign

Druck: Druckerei Joh. Walch, Augsburg

# **Wider das Vergessen 80 Jahre nach der Reichspogromnacht**

hg. von Franz Sedlmeier

Augsburg 2020



## **Inhalt**

### **Zum Geleit**

Franz Sedlmeier

11

## **Begrüßung und Einführung**

### **Eröffnung**

Franz Sedlmeier

17

### **Grußwort des Dekans der Katholisch-Theologischen Fakultät**

Thomas Marschler

21

### **Grußwort der Präsidentin der Universität Augsburg**

Sabine Doering-Manteuffel

25

### **Grußwort des Gemeinderabbiners der Israelitischen Kultusgemeinde Schwaben-Augsburg**

Henry G. Brandt

29

## Wider das Vergessen

**Zāchôr (זָכוֹר) „sei eingedenk!“ (Ex 20,8)**

**Gedenken in der Bibel**

Franz Sedlmeier

33

**Pogrom und deutsche Gesellschaft**

**Der 9. November 1938**

Dietmar Süß

45

## Jüdisches Leben vor und nach der Schoa – Einblicke

**„Leben in zwei Welten“**

**Das Schicksal einer jüdischen Familie**

Marita Krauss und Erich Kasberger

61

**Jüdisches Leben in Augsburg nach der Katastrophe**

**Die Israelitische Kultusgemeinde Augsburg von 1945 bis heute**

Benigna Schönhagen

77

## **Rückblick und Ausblick – in Verantwortung Zukunft gestalten**

### **Antisemitismusprävention im Religionsunterricht**

Elisabeth Naurath

117

### **Die ‚dritte Generation‘ seit der Schoa.**

#### **Jüdisches Leben heute – im Spiegel literarischer Texte**

Georg Langenhorst

133

## **Beiträgerinnen und Beiträger**

161

## **„Leben in zwei Welten“**

### **Das Schicksal einer jüdischen Familie**

Marita Krauss und Erich Kasberger

Meine Damen und Herren,  
meine erste Begegnung mit der Biografie von Dr. Else Behrend-Rosenfeld geht auf das Jahr 1985 zurück. Ich war Geschichtslehrer am Michaeli-Gymnasium in München Berg am Laim. Mir waren ihre Tagebuchaufzeichnungen in die Hände gekommen, in denen sie beschrieb, dass es in München Berg am Laim, in Blicknähe zum Gymnasium, im ehemaligen Nordflügel des Klosters der Barmherzigen Schwestern, ein jüdisches Sammellager für 350 Personen gegeben habe, in dem sie als Wirtschaftsleiterin arbeitete. Von hier seien zwischen 1941 und 1943 fast 500 Juden deportiert worden, schikaniert von Arisierungsstelle und Gestapo. Sie selbst sei der Deportation im letzten Augenblick entgangen und von hier aus in die Illegalität geflohen.

Sie können sich vorstellen, dass man als engagierter Lehrer an dieser Stelle das Unterrichtsbuch zuklappt. Ich wollte mit meiner Klasse „erforschen“, ob das denn alles stimme. Ich holte mir vom damals wirklich sehr bürokratischen Schulleiter die Genehmigung, für sechs Wochen keinen regulären Geschichtsunterricht zu machen, sondern im Rahmen eines Unterrichtsprojektes eine Dokumentation zu erstellen – und das haben wir getan.

Auf diese Vorgeschichte folgte eine Rezeptionsgeschichte: Bis dahin hatte im Stadtviertel niemand die NS-Zeit zur Kenntnis genommen, doch das änderte sich. Auf unseren Antrag hin errichtete die Stadt München 1987 ein Mahnmal beim ehemaligen Internierungslager. Seit über 30 Jahren gibt es nun dort in den Räumen der Barmherzigen Schwestern Gedenkveranstaltungen mit Vorträgen, Musik und einem Lichtergang zum Mahnmal. Diese

Aktionen brachten auch die Erinnerungskultur in München in Bewegung, das Stadtarchiv begann nachhaltig, die Geschichte der Münchner Juden aufzuarbeiten.

Wenn man sich auf diese ungewöhnlichen Tagebuchaufzeichnungen von Else Rosenfeld einlässt, tritt man mit der schreibenden Person in innere und äußere Dialoge, man forscht, fragt, versucht zu verstehen, steht tief beeindruckt vor der steten Zuversicht, dem Mut dieser Frau und ihrer Kraft zur Versöhnung. Das erging auch meiner Frau Marita Krauss so, die in die Forschung zur Familie Rosenfeld einstieg. – Wir sind heute noch befreundet mit der Tochter Else Rosenfelds; Hanna Cooper lebt als Siebenundneunzigjährige in Birmingham. Von ihr erhielten wir die Originaltonbänder der BBC einer 23teiligen, je zwanzigminütigen Sendereihe, in der Else Rosenfeld aus ihrem Leben berichtete, und schließlich über 200 Briefe, die Else an ihre Studienfreundin Eva Schmidt aus Internierung und Untergrund geschrieben hatte. Auch diese Quellen konnten wir in die Lesung und die kommentierte Ausgabe von Elses und Siegfrieds Tagebuchaufzeichnungen einbringen, die 2011 erschienen.

Noch einige Worte zur Biografie Else Behrend-Rosenfelds und ihrer Familie, weil es zum Verständnis des Lesetextes beiträgt. Else Rosenfeld, promovierte Historikerin, lebte mit ihrem Mann, dem jüdischen Juristen Dr. Siegfried Rosenfeld, und mit ihren Kindern zunächst in Berlin, wo sich Siegfried Rosenfeld in den zwanziger Jahren als preußischer Abgeordneter und Ministerialdirektor im Justizministerium mit den immer mächtiger auftrumpfenden Nationalsozialisten herumschlug. Else, nach NS-Regeln „Halbjüdin“, trat erst später zum Judentum über. Sie betreute als Gefängnisfürsorgerin in diesen Jahren die Ärmsten der Armen. Nach Siegfrieds Zwangspensionierung 1932, nach Verhaftungen von Freunden und Kollegen zogen die Rosenfelds nach Bayern, weil sie Schutz im Rückzug suchten. In Icking im Isartal fand die Familie ein relativ sicheres Umfeld, zumal der Bürgermeister die Juden in seiner Gemeinde schützte. Die Pogromnacht 1938 überstanden sie in München. Die Kinder entkamen nach England und

Argentinien, ein Visum ermöglichte Siegfried Rosenfeld wenige Tage vor Kriegsausbruch, Ende August 1939, die Emigration nach England. Seine Frau musste er allein zurücklassen, sie erhielt kein Visum mehr. So trennten sich die Wege dieses Paares, das eng aufeinander bezogen gelebt hatte. Sie stellte sich der Israelitischen Kultusgemeinde als Helferin zur Verfügung. Wer die Jahre der Verfolgung während der Zeit des Nationalsozialismus durchlebt hat – das Überleben war nur mit einem Dutzend Helfern möglich, die Else im Kreise ihrer früheren Studienkolleginnen und der Sozialdemokratie fand, mit gefälschten Ausweisen, in ständiger Bedrohung – und wer dann von sich sagt, er sei immer ohne Furcht gewesen, dem begegnen wir mit Achtung und Bewunderung. Wer ohne Furcht ist, hat Mut. Da reicht der heutige Wortsinn von Mut im Sinne von Mutprobe nicht aus. Mut sei das „umfassendste Wort für das innere Leben“, für Denkkraft und Empathie, Gefühl und Tatkraft, Vertrauen und Selbstvergewisserung, der „helle muat“, wie es im Mittelalter hieß. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier sagte: „Die Demokratie ist die Staatsform der Mutigen“. Wie sehr erst bedurfte es – unter anderen Vorzeichen – des Mutes in Zeiten der Diktatur!

**„Ich war immer ohne Furcht.“**

**Das Leben der Else Behrend Rosenfeld 1933-1946.**

Eine Lesung von Marita Krauss und Erich Kasberger

*Sprecher 1: Im Mai 1933 klopften in Berlin zwei SA-Männer bei Rosenfelds an. Else war allein zuhause und die beiden jungen Männer versuchten, sie einzuschüchtern: Die SPD sei verboten, sie habe dieser Partei angehört; nun solle sie Beiträge zur NSDAP bezahlen.*

Sprecher 2: Ich sagte: „Danke schön, aber ich mache das nicht. Ich gehöre nicht zu ihrer Partei.“ Sie schauten verdutzt, sonst nichts. Ich denke, sie wollten mich beeindrucken. Ich drückte sie ein wenig zur Tür hinaus und sie ließen es widerstandslos geschehen. Sie hätten eine ganze Menge anstellen können, denn sie waren bewaffnet. Ich bin ziemlich sicher, dass sie

vorher schon an etlichen anderen Türen angeklopft hatten und die Leute so erschrocken waren, dass sie zahlten. Ich war immer ohne Furcht, das mag seltsam klingen. Ich weiß nicht warum. Ich hatte nie vor irgendeinem Menschen Angst.

*Der Disput mit diesen jungen SA-Leuten bot einen Vorgeschmack auf viele gleichartige Konfrontationen der folgenden Jahre, in denen sich Opfer und Täter, Jüdin und Nationalsozialist gegenüberstanden. Elses Furchtlosigkeit und ihre tiefe Empörung gegenüber Ungerechtigkeit waren dabei ihre stärksten Waffen. Und sie sah die „ganz gewöhnlichen Deutschen“ auf ihrer Seite. Auch der Ickinger Bürgermeister Pischeltzrieder half der Familie.*

Dann kam der 10. November 1938! Völlig ahnungslos waren wir am Morgen aufgestanden. Wir wollten uns gerade zum Frühstück setzen – wir waren wieder zu viert, Peter und Hanna hatten wir Anfang September infolge der Kriegsgerüchte und unserer geplanten Auswanderung von Groß-Breesen kommen lassen –, als es klingelte. Unser guter Bürgermeister stand draußen, schwitzend vor Verlegenheit: „Die Kreisleitung der Partei hat mich angerufen und beauftragt, Ihnen zu sagen, Sie müssten innerhalb von drei Stunden von hier fort.“ Wir beide standen wie versteinert. Ich fasste mich zuerst. „Aber wo sollen wir hin?“ fragte ich ratlos. „Das weiß ich auch nicht“, sagte er hilflos, „ich hoffe, es ist nur für kurze Zeit...Nehmen’s halt nur das mit, was S‘ für a paar Tag‘ brauchen.“...

Wir waren übereingekommen, nach München zu fahren. In einem solchen Fall erschien uns die Großstadt sicherer als irgendein kleiner Ort. ... Nicht weit vom Hauptbahnhof fielen uns Läden mit zertrümmerten Schaufenstern auf. Zuerst achteten wir ihrer nicht besonders, aber dann entdeckten wir, dass es lauter jüdische Geschäfte waren. Mich fröstelte, obwohl es ein strahlend warmer Tag war, gar nicht der Jahreszeit entsprechend, eher einem schönen Herbsttag gleichend.... An jedem Geschäft der Stadt (mit ganz geringen Ausnahmen) prangten große Schilder: „Juden ist der Zutritt verboten!“, von sämtlichen öffentlichen Gebäuden, Cafés und Lokalen gar nicht

zu reden.- Ohne weiteres konnte ich jede jüdische Frau, jedes jüdische Mädchen erkennen ... an dem geradezu steinernen Gesichtsausdruck, den jede wie eine Maske trug, an den starr blickenden Augen, die keinen Menschen ansahen, sondern durch alle hindurchzusehen schienen.

*Der Münchner Beobachter, Beiblatt des Völkischen Beobachters, schreibt am 11. November 1938: „Das hat der 10. November in München wie im ganzen Reich klar erkennen lassen! Eine ausgebrannte Synagoge in der Herzog-Rudolf-Straße, eingeworfene Schaufenster in zahlreichen jüdischen Geschäften der Neuhauser-, Wein- und Theatinerstraße, im Tal, Rosenthal, am Stachus und Lenbachplatz – um nur einige zu nennen – sowie eine große Zahl von in Schutzhaft genommener Juden sind zunächst nur ein kleiner Denkkettel, durch den sich der geradezu bewundernswerte Langmut des deutschen Volkes einmal Luft gemacht hat.“*

An Dr. Eva Schmidt und Dr. Hanna Schadenwald. 3. Dezember 1938.

Ihr Lieben, Guten, diese Zeilen sind wieder für Dich, meine liebste Hanna und ebenso für Dich, liebe gute Eva, bestimmt. Habt ewigen Dank für Eure Briefe, Ihr könnt nicht ahnen, was jede Zeile von Euch für mich, für uns, heute bedeutet! Ich wate buchstäblich in einer Flut von Elend, und nur wenig Hilfe ist möglich! ... Trotzdem sollt Ihr wissen, dass wir den Mut nicht verlieren, dass wir viel Liebe erfahren, die uns hilft, dass wir fest entschlossen sind, alles Negative an Gedanken und Gefühlen nicht bis zu uns kommen zu lassen, dass wir Euch lieben und segnen und froh sind, um Euch zu wissen und von Euch zu hören! Bitte, bitte schreibt bald wieder! Wir grüßen Euch alle, alle innigst! Die Kinder sind ein ganz großer Trost.

Immer Eure Else

*In Milbertshofen war 1941 das erste Münchner jüdische Getto entstanden. 1.000 Menschen wurden dort interniert. Else musste im Juni Icking verlassen. Ihr wurde eine Arbeit in der Flachsröste in Lohhof bei München zugewiesen. Ende Juli bot ihr die Israelitische Kultusgemeinde an, Wirtschaftsleiterin im zweiten Münchner Getto, der „Heimanlage für Juden Berg am*

*Laim“; zu werden, das im Kloster der Barmherzigen Schwestern eingerichtet wurde. Die Arisierungsstelle, ähnlich gefürchtet wie die Gestapo, hatte die Einquartierung für bis zu 350 Juden gegenüber dem Ordinariat durchgesetzt. Von hier aus mussten die Juden zur Zwangsarbeit in Münchner Firmen gehen. Die Arisierungsstelle überwachte alle Abläufe im Lager. Eines Tages meldete Sturmführer Franz Mugler, zuständig für Entmietungaktionen und Lagerkontrollen, seinen Besuch an.*

Sehr bald nach dem Einzug erschien der Obersturmführer Mugler mit dem Regierungsrat Schroth zur Revision. Besonderes Interesse zeigten sie für die neueingerichtete Krankenstube und für das Kinderzimmer... Sie beanstandeten nichts, und schon glaubte ich die Revision wieder einmal glücklich zu Ende, als auf dem Wege zum Tor aus dem Auto die Freundin des Obersturmführers ihm entgegenrief, sie habe eine Heiminsassin mit dem Judenstern in die Kirche gehen sehen, ob das denn erlaubt sei. Ich wandte ein, dass wir auch katholische Heiminsassen hätten, die häufiger die Kirche besuchten. Aber schon drehte sich der Obersturmführer um und schritt der Kirche zu. Böses ahnend, folgte ich ihm und dem Regierungsrat. In der Kirche befanden sich zwei Frauen, eine Heiminsassin und eine Fremde, in ihr Gespräch so vertieft, dass sie erst aufsahen, als der Obersturmführer dicht vor ihnen stand. Außer sich vor Wut – er vermutete ein illegales Treffen – hatte der Sturmführer die Hand erhoben, und schon trafen harte Schläge das Gesicht der armen alten Frau Stern. Zuerst stand ich wie gelähmt, dann aber warf ich mich, ohne die etwaigen Folgen zu bedenken, zwischen die beiden.

Der Obersturmführer hielt einen Augenblick inne, schon glaubte ich, nun werde er auch auf mich einschlagen, ein so böser Blick traf mich, aber das geschah nicht. „Sie schicken mir die Frau morgen früh in die Widenmayerstraße“, keuchte er, „so leicht soll sie nicht davonkommen“. „Das wird leider nicht möglich sein“, entgegnete ich. „Frau Stern ist zur Deportation am Dienstag früh eingeteilt und darf das Heim nicht mehr verlassen.“ Beide Frauen waren verschwunden. „So, so, sie wird deportiert“, murmelte der

Obersturmführer, diese Aussicht schien ihn sichtlich zu beruhigen...und nun ging er wirklich zu seinem Auto, gefolgt von dem stummen Regierungsrat. Das Auto setzte sich in Bewegung, erleichtert atmete ich auf. Ich traf Frau Stern weinend, mit entsetzlich geschwellenem Gesicht. Ich brachte sie ins Arztzimmer und veranlasste die Krankenschwester, ihr kühle Umschläge zu machen, aber noch lange nachher zitterten mir alle Glieder von der Aufregung.

*An Ostern 1942 folgte auf die erste Deportation von 1000 Münchner Juden im November 1941 eine weitere große Deportation aus München. Und die Heimleitung stand mit auf der Deportationsliste.*

Berg am Laim, am 29. März 42. Meine liebe, gute Eva, nun ist es so weit, eben bekam ich die Mitteilung, daß ich fort muß. Viele, viele von uns werden zusammen gehen. Näheres über Ziel und Zeit der Abreise ist uns nicht bekannt. Ich bin völlig ruhig und guten Mutes und fest entschlossen durchzuhalten. Ich kann nur sehr wenig mitnehmen. Grüße mir Hanna und Kurt und die Kinder, ich kann ihnen nicht mehr schreiben. Dir, du Liebe, alles, alles Gute, ich weiß, du bist mir immer nah, wo ich auch sein werde, und das bin ich froh! Leb wohl, und sei innig umarmt und begrüßt! Deine E.

*Else hatte viele Stufen des Abschieds hinter sich, als sie an diesem Karfreitag, dem 3. April 1942, in Milbertshofen auf dem Appellplatz stand. In der letzten Nacht in Berg am Laim, am 1. April, bezog sie sich noch einmal ganz auf Siegfried und die Kinder.*

Mit jedem weiteren Jahr der Trennung hatten sich die Räume, die sich zwischen uns schoben, weiter und weiter ausgedehnt, jetzt schienen sie ins Unendliche wachsen zu wollen. Noch nie zuvor hatten mich Trennungsschmerz und Sehnsucht so stark überfallen wie in dieser Nacht; lange, lange musste ich mit mir ringen, um ihrer einigermaßen Herr zu werden.

*Nach Gepäckkontrolle und Leibesvisitation kommen für Else zwei Nächte auf einem schmutzigen Strohsack in einer Baracke für 50 Frauen. Am dritten Tag, Karfreitag, hält die Gestapo Probeappell ab, eine Übung für den Marsch in den Tod.*

Pünktlich um halb vier Uhr standen die rund achthundert Menschen mit ihren Sachen auf dem großen Platz... Nicht weit von uns sah ich die Parteien bei der Verwaltungsbaracke stehen: den Hauptsturmführer Wegner, den Obersturmführer Mugler, den Regierungsrat Schrott und einige andere, die ich nicht kannte. Lachend und plaudernd standen sie da, auf ein Schauspiel hoffend, das ihren Sadismus befriedigen würde.

*Da wird sie gerufen: Sie soll nicht mit deportiert werden, der Direktor der Kultusgemeinde, Karl Stahl, hat sie freibekommen. Doch es greift die Bürokratie des Entsetzlichen: Damit die Zahl der zu Deportierenden auf den Transportpapieren wieder stimmt, wird ein Ersatzmann mitgenommen.- Für Else wie für die Weggehenden ist ihr Zurückbleiben ein tiefer Schmerz: Der Abschied in den Tod wird vorweggenommen und macht die Endgültigkeit der Trennung sichtbar.*

Ostersonntag! ‚Auferstehungstag!‘ War es nicht etwas wie eine Auferstehung, die ich selbst erfuhr?! Hatte ich nicht wirklich mit allem, was mir sonst lieb und teuer gewesen war, abgeschlossen, um mit den Gefährten in den Abgrund zu steigen, der Deportation heißt?! Warum war ich plötzlich zurückgeholt worden, da mein Fuß schon den ersten Schritt in die Tiefe tun wollte? Bedeutete das nicht Auftrag und Verpflichtung in einem besonderen Maße? Ja, ich war sicher, daß es das heißen sollte, und ich war gewillt, diese Verpflichtung zu erfüllen, so gut, wie ich es mit meinen Kräften nur irgend konnte.

*Die Freundinnen Tilla Kratz, Lehrerin in Icking, und Magdalena Schwarz, jüdische Ärztin für das Internierungslager Berg am Laim, raten Else dringend unterzutauchen, und zwar nicht in Bayern, sondern in Berlin: In der*

*anonymen Großstadt finden während des Krieges rund 5.000 Juden Unterschlupf, etwa die Hälfte der jüdischen Menschen, die im ganzen Reich den Weg in die Illegalität gehen. Elses Freundin Tilla Kratz fährt nach Berlin und kann Elses „arischen“ Schwager Georg Fischer und ihre Schwester Eva überreden, Else aufzunehmen: Ohne schützenden falschen Ausweis wagt Else Mitte 1942 den Sprung in die Illegalität. Als sie im Waschraum des Münchner Hauptbahnhofs ihren Judenstern abnimmt, ist dies mehr als eine für die Fahrt nach Berlin notwendige Aktion, es ist ein symbolischer Akt.*

Ich spürte eine erstaunliche Gewissheit in mir, dass ich alle etwa auftauchenden Schwierigkeiten überwinden würde. Jetzt war die Abfahrtszeit gekommen, unser Abteil war voll, es hatte sich nirgends ein bekanntes Gesicht gezeigt. Der Mann mit der roten Mütze hob die Signalscheibe, langsam setzte unser Zug sich in Bewegung. Noch war keine Kontrolle gewesen, aber ich wusste, selbst wenn sie kam, würde ich mich ihr gewachsen zeigen.

*Das Wagnis ist enorm: Else besitzt zwar eine gültige Fahrkarte, die ihr die Freundinnen besorgt haben, aber keine Papiere. Eine Entdeckung hätte wohl den Tod bedeutet. Doch sie kommt durch. In Berlin geht sie in der Dunkelheit zu Fuß zum Haus ihrer Schwester. Einige Monate lebt sie dort in relativer Sicherheit. Doch Anfang November erträgt Elses Schwager Georg Fischer die nervliche Belastung nicht mehr: Else muss fort, und zwar umgehend. Zwei Freundinnen in Berlin helfen ihr zu einer neuen Unterkunft bei Hans Kollmorgen, in Elses Tagebuch „Onkel Karl“ genannt. Dieser großartige Berliner, Inhaber eines Rüstungsbetriebs, nimmt Else sofort bei sich auf, obwohl er sie vorher nie gesehen hat. Er sei ein alter Mann und nehme die Risiken gerne auf sich, erklärt er ihr.*

Berlin war sehr gefährlich zu dieser Zeit, gab es doch ständig Bombenangriffe. Wir, die Illegalen, waren gezwungen, in unsere Verstecke zu gehen, denn niemand durfte in der Wohnung bleiben. Auch die Türen mussten offenbleiben, so dass der Hausmeister überprüfen konnte, ob sich irgendjemand versteckt hielt oder etwas nicht in Ordnung war. Ich selbst versteckte

mich während der Angriffe unter der großen Couch und erwartete immer, dass der Hausmeister mit seiner Taschenlampe darunterleuchten würde. Aber er tat es nie. Sofort nach dem Alarm fielen die ersten Bomben. Es kam uns vor, als gingen sie in allernächster Nähe nieder. ... Wieder, wie schon bei allen früheren Alarmen, stellte ich fest, dass ich ohne jede Angst und Aufregung dem furchtbaren Dröhnen wie ein vollständig unbeteiligter Zuschauer folgte.

*Else muss noch einmal das Quartier wechseln. Als sie zu „Onkel Karl“ zurückkehrt, um sich von vier weiteren jüdischen Illegalen zu verabschieden, mit denen sie dort seit Wochen gewohnt hat, klingelt es an der Wohnungstür.*

Unschlüssig sahen wir uns an. Läuten an der Wohnungstür war ein besonderes Kapitel, niemand von uns konnte es ohne furchtbaren Schreck hören. Zögernd erhob sich Evchen. „Es ist wohl am besten zu öffnen, man kann draußen hören, dass hier gesprochen wird. Wir waren unvorsichtig, so laut zu sein.“ Sie schob den Riegel zurück und kam gleich darauf mit einem hochgewachsenen P o l i z i s t e n wieder. Ich glaube, uns allen stand einen Moment das Herz still, aber keiner rührte sich. Der Beamte, ein jüngerer Mann in grüner Uniform, hob kurz die Hand zum Gruß. „Hat die Wohnung einen zweiten Ausgang?“, fragte er soldatisch knapp. „Nein“, sagte Evchen. „Gut“, erwiderte er, „führen Sie mich durch die Räume.“ ... Wir Zurückbleibenden sahen uns entsetzt an. Bleich bis in die Lippen flüsterte Lotte mir zu: „Sollen wir nicht fliehen?“ Schnell ergriff ich ihre Hand, die eiskalt war. „Ruhe, Lotte, jetzt fortzugehen wäre das Dümme, das wir tun könnten. Je unbefangener wir uns geben, desto besser. Ihr beiden Männer arbeitet ruhig weiter, und wir Frauen bleiben hier sitzen, als wenn wir im Plaudern eben unterbrochen wurden. Die Unterhaltung mit dem Schupo überlasst Evchen und mir.“ Gleich darauf kamen beide wieder. „Und nun“, sagte der Beamte kurz, „muß ich die Herrschaften um ihre Ausweise ersuchen“. „Bitte sehr“, antwortete Evchen und holte aus ihrer auf dem Tisch befindlichen Handtasche ihren auf »Hildegard Müller« lautenden Arbeitsausweis heraus... Der Beamte hatte sein Notizbuch herausgezogen und notierte Namen und Adres-

se von Hildegard Müller. Dann gab er ihr mit einer kleinen höflichen Verbeugung den Ausweis zurück. „Aber wollen Sie sich nicht setzen?“, mischte ich mich jetzt ein, „im Stehen ist das Schreiben doch gar zu unbequem“. Wieder eine kleine Verbeugung, diesmal zu mir hinüber. „Wenn Sie gestatten, setze ich mich wirklich.“ Er nahm neben mir auf der Couch Platz. „Walter, hast du deinen Ausweis bei dir?“, fragte Evchen zu Herbert hinüber. Sie ging zu ihm, der, mit dem Kopf nickend, ihr seinen Ausweis übergab. Sie reichte ihn dem Beamten... „Und hier“, fuhr Evchen fort, indem sie auf Lotte wies, „ist meine Mutter, Frau Minna Müller. Herr R. hat meine Mutter und unsere gemeinsame Freundin, Fräulein Schröder, heute eingeladen, mit ihm den Tee zu nehmen. „Fräulein Schröder, haben Sie einen Ausweis bei sich?“, wandte sie sich an mich. „Selbstverständlich“, antwortete ich, „sogar meinen neu ausgestellten Postausweis!“, und damit reichte ich ihn dem Polizisten, der Name und Nummer notierte und nach meiner Adresse fragte. Ich gab die in der Kleiderkarte vermerkte in der Rathausstraße an. „Ist das in Steglitz?“, fragte der Beamte. „Nein, in Berlin Mitte“, erwiderte ich ihm. –

„Und nun“, sagte er viel verbindlicher als im Anfang, nachdem er Bleistift und Notizbuch in seiner Brusttasche versorgt hatte, und lehnte sich mit entspanntem Gesichtsausdruck zurück wie jemand, der froh ist, unangenehme dienstliche Obliegenheiten zu einem guten Ende gebracht zu haben, „nun will ich Sie über meinen Besuch aufklären. Ich habe mich ja zu meiner Freude überzeugen können, dass hier alles in denkbar bester Ordnung ist. Aber wir bekamen eine Denunziation, Herr R. verberge in seiner Wohnung dauernd illegal lebende Juden! Sie staunen, nicht wahr? Aber Sie ahnen ja nicht“, fuhr er mit einem Seufzer fort zu reden, „was wir auf dem Revier täglich an Denunziationen über uns ergehen lassen müssen! Und wir sind verpflichtet, jeder einzelnen nachzugehen, wenn sich auch die meisten als böswillige Verdächtigungen oder Verleumdungen herausstellen! Doch jetzt will ich Sie nicht länger stören, verzeihen Sie die unliebsame Unterbrechung. Ich wünsche einen recht guten Abend!“ Er erhob sich, schlug die Hacken zusammen und hob die Hand zum Gruß. Evchen begleitete ihn hinaus,

wir hörten sie im Flur noch mit dem Beamten sprechen. Als sie zurückkam, ließ sie sich stumm auf die Couch neben mir fallen. „Uff“, sagte sie nur.

*Seit März 1943 lebt Else in Berlin bei der Familie Heilmann: Magdalena Heilmann hat sie liebevoll aufgenommen. Ernst Heilmann war SPD-Fraktionsvorsitzender im preußischen Landtag, Freund und Kollege von Siegfried Rosenfeld. Die Nazis ermordeten ihn 1940 in Buchenwald. Sein Sohn Peter Heilmann und dessen Freundin Hella Gorn arbeiten bei den Quäkern mit; sie werden zu Elses wichtigsten Helfern. Die Heilmanns knüpfen den Kontakt nach Freiburg zu Edmund Goldschagg. Dieser ehemalige SPD-Journalist der Münchener Post lebt dort mit seiner Familie. Die Goldschaggs kennen Else nicht, aber sie nehmen sie Ende Mai 1943 trotzdem auf. Peter Heilmann hat ihr einen Ausweis besorgt, der auch Kontrollen im Zug standhält. Später gelingt es ihm, in Kontakt zu Louise Meier und ihrer Fluchthelferorganisation zu treten, die unter dem Eindruck der Judenverfolgungen seit Frühjahr 1943 mit ihren Helfern etwa dreißig Gefährdeten die Flucht in die Schweiz ermöglichte. Else wartet ungeduldig. Verschlüsselt teilt sie der Freundin Eva jeweils Einzelheiten über „Lillis“, also ihre eigenen, Reiseabsichten mit. Die Freunde bringen auch die 3.000 Reichsmark und die Sachwerte auf, die die Helfer für die Flucht verlangen.*

13. April 44. Meine liebe Eva, herzlichen Dank für Deine lieben Zeilen vom Ostermontag, die eben kamen! Denke Dir, mit ihnen kam die Nachricht, dass Lilli Mitte nächster Woche ihren Kuraufenthalt im Sanatorium antreten soll! Du kannst Dir denken, wie aufgeregt sie ist....Sei tausendmal herzlich begrüßt! Immer Deine E.

*Am 20. April 1944, Hitlers Geburtstag, ist es soweit. Die Bahnfahrt geht zunächst nach Singen. Else soll als Erkennungszeichen einen Puppenbesen dabei haben und in Singen den ersten Schleuser treffen.*

Langsam, den Puppenbesen in der Hand, angespannt aufmerksam ging ich nun den vorgeschriebenen Weg, der belebt war von einer Menge aus ihrem

Betrieb kommender Arbeiter. Da – dort drüben stand ein kleiner Mann, wie zufällig, eine Zigarette rauchend, gleichmütig die Vorübergehenden betrachtend. War das nicht ein fast unmerkbares Nicken des Kopfes, ein Blinzeln der Augen, als er mich sah? Und nun wandte er sich ruhig und schritt eine Querstraße hinunter. Ich folgte; jetzt klopfte mein Herz so stark, daß ich meinte, es müßte zerspringen! Aber was war das? Der Mann, den ich fest im Auge behielt, hatte sich wieder umgewandt und ging nun an mir vorüber. Sollte ich mich geirrt haben? Doch ich konnte ihm jetzt nicht folgen, das wäre zu auffällig, also ging ich noch ein wenig langsamer die Straße in der begonnenen Richtung weiter. Jetzt – mein Herz tat einen Sprung! – da kam der gleiche kleine Mann wieder an mir vorbei und schritt ein wenig schneller vor mir her. Er war es! Nun war ich ganz sicher! Allmählich verlief sich der Strom der Menschen, auch die Häuser wurden seltener .... Da stand der Mann still und ließ mich herankommen. „Ich komme von Xaver“, nannte ich die Parole. Er nickte. „Sie sind richtig, mit Ihnen kann man etwas machen“, sagte er anerkennend. –

*Der Mann übernimmt den verabredeten Lohn. Es geht mit einem Vorortzug weiter. An der Endstation treffen Else und ihr Begleiter den zweiten Menschenschmuggler. Er kündigt ihr einen etwa einstündigen Fußmarsch an. Er werde vor ihr gehen und ab und zu an seiner Zigarre ziehen, damit sie den Lichtpunkt sehen könne.*

### **Originalton Else Rosenfeld, BBC 1963**

I followed him and it seemed endless, the whole way, and we passed through two villages. I couldn't see that, but I heard the noises of the cattle and of dogs barking. I saw the cigar, but then, suddenly, the cigar vanished and I found myself alone and I thought: That is the end.

Ich blieb stehen. Wie lange? Ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß in dieser Zeit mein ganzes Leben an mir vorüberzog ... Aber narrete mich ein Spuk, ein Irrlicht, oder kam der Leuchtpunkt der Zigarre in der Hand des Mannes mir wirklich näher? Ja, er war's. Da war er neben mir, flüsternd hörte ich

ihn sagen: „Der Dritte ist nicht gekommen. Fassen Sie meine Hand, wir müssen von der Straße fort.“ ... „Hören Sie unten den Bach?“ fragte er. Ich bejahte. „Wir sind auf einem Hang, der dem Bach parallel verläuft. Gehen Sie möglichst auf gleicher Höhe weiter, das Rauschen des Baches gibt Ihnen die Richtung an“, er hob den Arm mit der glimmenden Zigarre. „Drüben liegt eine Strecke bachaufwärts das deutsche Zollhaus, auf dieser Seite des Baches kommen später die Grenze und das Schweizer Zollhaus. Das müssen Sie erreichen.“

Very slowly I went on. At that time I had the feeling, I was walking between two worlds. I wasn't on the earth any more, I wasn't anywhere else, I just went on, slowly.

*Doch Else fällt, sie verliert ihre Handtasche, darin Fotos ihrer Familie, einen Füllfederhalter, ein goldenes Armband als Zahlungsmittel für die Schweiz. Doch sie sucht nicht weiter, sie fürchtet den Weg zu verlieren.*

And I went on, slower still and more carefully I thought. But after a long, long time of walking I fell again and this time very hard on a stony sort of courtyard, cemented, concrete. I knew it was made by man and I thought to a sort of courtyard there must belong a house. I didn't care anymore, whether I was in Germany or in Switzerland, I knew only, I couldn't go on, I was so exhausted, and besides, that my left foot was broken. So I shouted: "Hallo", but they had already in the little house heard the fall and a man with a lantern was coming towards me. I shouted again: „Bitte sagen Sie mir gleich, wo ich bin!“ “Please will you tell me where I am!” And he must have heard from the sound of my voice, that I was troubled. So he shouted back: „Seien Sie ruhig, Sie sind in der Schweiz. Warten Sie, ich komme!“ “Don't worry, you are in Switzerland. Stay, where you are. I bring you in!” I had fallen into the courtyard of the Swiss customs house.

*Sie war in den Hof des Schweizer Zollhauses gefallen! –  
Else erlebte das Kriegsende in den Bergen Graubündens, Siegfried im Pfl-*

*geheim der Quäker in Hertfordshire. Seine Gesundheit war zusammengebrochen. Else besaß keine Aufzeichnungen ihrer Erlebnisse, dank ihres ausgezeichneten Gedächtnisses konnte sie sie in der Schweiz aufschreiben. Im November 1945 lagen sie gedruckt als Buch vor. Im März 1946 konnte sie zu ihrer Familie nach England reisen. Es war ein bewegendes Wiedersehen.*

Ich konnte die Schweiz am 3.März 1946 verlassen, das war wirklich sehr früh. Es hätte so lange gedauert, das französische Durchreisevisum zu bekommen, dass bis dahin das englische Einreisevisum wieder verfallen wäre – daher gab es nur eine Möglichkeit: zu fliegen. Und es war ein sehr seltsames Gefühl, nun nach allem Vorangegangenen in drei Stunden von Zürich nach London zu gelangen.... Mein Mann und meine zwei Kinder warteten auf mich am Flugplatz Croyden und das war ein Moment, den ich nie in meinem Leben vergessen werde.

*Die englische Regierung engagierte Else, vor deutschen Kriegsgefangenen über ihre Erfahrungen zu berichten. Ihr Mann nahm großen Anteil an ihrer Arbeit. Im Dezember 1947 starb Siegfried Rosenfeld, erschöpft von den Mühen des Exils und der Trennung. Else lebte noch bis 1970 halb in England, halb in Icking im Isartal, das sie lieben gelernt hatte.*

Quellen:

Erich Kasberger/Marita Krauss (Hrsg.), *Leben in zwei Welten. Tagebücher eines jüdischen Paares in Deutschland und im Exil*, München 2011

Marita Krauss, *Leben in zwei Welten. Else und Siegfried Rosenfeld. Geschichte eines jüdischen Paares in Deutschland und im Exil*, München 2011 (Hörbuch, 2 CDS)

